

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rasse und Jungsein

Setzte sich auf irgendeine. Nahm den Dreispitz ab. Krallte beide gichtgekrümmten Hände um die Krücke seines Stockes.

Graun entfiel das silberne Taktstöckchen. Friedrich stieß ungeduldig auf die Steinfliesen des Kirchenbodens. Der kopfschüttelnde Komponist — was blieb ihm anderes? — gab mit der leeren Rechten das Zeichen zum Beginn seines Tedeums. Und die Ouvertüre nahm ihren Anfang. Ohne Schwung. Nicht frei von Fehlern. Die rissen Graun aus seiner Betäubung heraus. Er straffte sich. Übermittelte den Instrumenten genauere Weisungen. Wehrte Gefahren ab. Steigerte Gelingendes. Am Ende der Ouvertüre waren Graun und seine Musikanten da, wo sie beim Beginn hatten sein wollen. Nun sollten die Menschenstimmen einsetzen. Jemand wollte Graun das aufgehobene silberne Taktstöckchen reichen. Er wehrte ab: Firlifanz! Mit beiden gottangehobenen Hän-

den gab er das Zeichen zum Einsatz. Und mit mächtigen Melodienschlägen schwang es sich zum Herrn aller Herren empor:

„Te deum laudamus — — —“

Graun kann sich, gewiß, daß alle Fährnisse überwunden sind, nicht enthalten, nach seinem Zuhörer umzublicken. Da sieht er, daß Friedrich der Große das Gesicht mit beiden Händen bedeckt hat. Sein Kopf — den Händen zu schwer geworden — ist auf die Holzlehne der Vorderbank gesunken. Schluchzen schüttelt seinen Körper. Kein Zweifel: Der König weint.

Graun, der nun weiß, daß er einen Zuhörer hat, dem Tausendmaltausend nicht gleichgeachtet werden können, reißt alle Kräfte in sich hoch, und reiner, von allem Irdischen unbeschwerter, als es vor der Menge möglich gewesen wäre, läßt er für den Einen seine Töne himmelaufklingen.

Ludwig Ferdinand Clauss

Rasse und Jungsein.

Was uns heute treibt, uns mit Rasse und Hütung des Blutes in unserem Volke zu befassen, ist nicht ein Hang zur Spielerei mit Körperformen — so etwa, wie mancher Hundeliebhaber sie mit Hunderrassen treibt. Rasse ist etwas, das in jeden Augenblick unseres Alltags hineinwirkt und jeder leisesten Regung unserer Seele seine Gestalt gibt. Kein Mensch kann sich der Wirkung der in seinem Blute geltenden rassischen Gestaltgesetze entziehen, wenn auch nur wenige um diese Gesetze wissen.

Das Wort „Blut“ meint hier nicht etwas nur Leibliches. Wohl wirkt sich Rasse im Leibe des Menschen aus: in seiner leiblichen Gestalt, seiner sichtbaren Erscheinung. Doch der lebendige Leib ist ja — seinem Wesen nach — nicht etwas für sich: nicht ein bloßer Körper, nicht ein beliebiges Ding unter Dingen. Der Leib kann, was er ist, nur sein als der Leib einer Seele. Er ist da für die Seele, damit sie an ihm erscheine: der Leib ist das, woran und wodurch die Seele sich ausdrückt. Beide bilden ein Ganzes, eine Einheit der Gestalt. Wennschon die Wissen-

schaft vom Menschen (die Anthropologie) bald mehr das eine betrachtet und bald mehr das andere, so kann sie doch den Leib nicht entseelen und die Seele nicht entleiben, ohne daß sie selbst dabei ihren Sinn verliert.

Es gibt zwei Wege, das Rassenhafte im Menschen zu erforschen. Die Rassenkörperkunde geht vom Leibe aus, den sie auf seine erblichen Gestaltmerkmale untersucht, wobei sie sich im wesentlichen messender und statistischer Methoden bedient. Die Rassenseelenkunde betrachtet das Rassenhafte im Menschen von der Seele her. Da aber die Seele etwas ist, das sich an einem sichtbar erscheinenden Leibe ausdrückt, so stößt die Rassenseelenforschung gleich zu Beginn ihrer Arbeit auf die Erscheinung „Leib“ und erforscht auch die Gestalten der Leiber. Aber nicht in jener Weise, wie das die Rassenkörperkunde tut. Die Rassenseelenkunde mißt nicht und wägt nicht und rechnet nicht: sie stellt nicht Verhältniszahlen wie etwa zwischen der Länge und Breite des Schädeldaches (den sog. Schädel-Index) fest. Ihr geht es nicht um Zahlen und nicht um Maß und Gewicht,

sondern um anderes: ihr geht es um den Sinn der besonderen leiblichen Gestalt einer Rasse, nämlich um deren Sinn für die Seele. Jeder Leib hat eine Gestalt und jede Seele hat eine Gestalt. Was haben diese beiden miteinander zu schaffen?

Ehe wir auf diese Frage eine Antwort geben, wollen wir an lebendigen Beispielen zeigen, was denn das heißen soll, wenn wir von der „Gestalt der Seele“ reden. Daß der Leib Gestalt habe, leuchtet jedem ein. Aber die Seele? Ist sie nicht unsichtbar, unhörbar für unsere Sinne, ungreifbar für unsere Hände? Wie könnte denn die Seele gestalthaft sein?

Wir bilden hier eine Reihe von Köpfen junger Menschen ab und versuchen, den Blick zu verstehen, mit dem sie uns ins Auge schauen. Sie alle sind gleichen Geschlechtes; sie alle befanden sich äußerlich in der gleichen Lage, soweit ihr Bewußtsein auf einen Mann gelenkt war, der sich mit ihnen beschäftigte, und — soweit eben Menschen verschiedener Art und verschiedener Herkunft sich je „in der gleichen Lage“ befinden können. Die ersten drei sind deutsche Mädchen; sie wußten genau, was die Kamera in meiner Hand bedeutete und was ich mit ihr vorhatte, wenn auch keine wußte, wann die Aufnahme fiel. Die vierte ist eine Halbbeduinin vom Stamm der Abëdije; sie sah meine Kamera nicht und ahnte nichts vom Bildermachen: für sie war ich ein Araber wie ihr Vater, der sie mitbrachte, um mich mit ihren schönen Augen zu fangen, denn er wollte mich begaunern. (Ich habe den Vorfall in meinem Buche „Als Beduine unter Beduinen“ erzählt.) Die fünfte ist wieder ein deutsches Mädchen: ein Bauernmädchen aus dem Schwarzwald. Ans Photographieren dachte sie nicht mehr, als die Aufnahme fiel, denn sie hatte zu schwer zu schaffen mit den Dingen, die ich ihr erzählte.

Wir stellen uns bei Betrachtung der Bilder die Frage: In welcher Weise erlebt jedes der hier abgebildeten Menschenkinder den Augenblick, den das Bild erfährt? Sodann: in welcher besonderen Weise ist jede von ihnen „jung“? Was bedeutet es jeder einzelnen von ihnen, „Mädchen“ zu sein? Auf dem ersten Bilde schaut uns ein schlankes, zarthäutiges Antlitz aus voll geöffneten, hellen Augen an. Zur Helle des Auges stimmt die Helle der Haut und der seidenzarten Haare. Zum schmalen Schnitt der Nase und des gesamten Gesichtes stimmt der schlanke Hals und — was unser Bild nicht zeigt — der schlanke, hohe Wuchs der Glieder und des Rumpfes. Die Zartheit und Helle der Haut bedeutet stärkste Ausdrucksfähigkeit durch

Wechsel der Farbe: Erröten und Erbleichen sind auf solchem Ausdrucksfelde jäh und deutlich erkennbar. So sieht der Leib aus, an dem hier die Seele, die mit diesem Leibe einhergeht, ihr Erleben ausdrückt. Der Leib mit den in seiner Gestalt und Farbe beschlossenen Ausdrucksmöglichkeiten ist der Seele zugefallen als ihr Schicksal: sie kann den Leib nicht austauschen gegen einen anderen. Ist dieser Leib mit dieser seiner Gestalt und Farbe der richtige Leib für sie: ist er so, daß seine Erscheinung zu ihrem Erleben paßt: ist er ein geeignetes Feld, um gerade i h r e n Ausdruck zu zeigen?

Der Blick aus diesen voll und klar geöffneten Augen strebt aus dem Innern hervor geraden Weges hinaus und hält uns in kühlem Abstand. Der Blick begegnet dem Blicke des Betrachters bei allem Ernste in gelassener Freiheit: er braucht sich nicht zu hüten und zu sichern, denn er kommt aus einem Wesen, das sicher in sich selber ruht und aus sich selber quillt. Ihr Blick greift hinaus nach der Welt, in der wir andere ihm gegenüber stehen; er will uns erforschen und fragt uns: Wer bist du und was willst du von mir? Die Frage ist einfach und sachlich gestellt in diesem Blicke, ohne bängliche Abwehr. Der Blick verläßt sich auf den Abstand, der zwischen allen Menschen, die von dieser Art sind, bis zum Ende verbleibt, selbst in vertrauester Gemeinschaft. Früher Schmerz liegt als herbe Erfahrung auf dem Grunde dieser Seele und schaut mit hervor aus diesen jungen Augen, aber er schweigt. Der Ausdruck sagt: Es gibt Dinge, von denen wir nicht reden können. Nur der Wechsel der Farbe im jähem Erröten und Erbleichen der blonden, durchscheinenden Haut verrät bisweilen ungewollt etwas von dem, was Worte nicht sagen dürfen.

Jung sein bedeutet hier: alles noch vor sich haben. Jung sein heißt: sich noch tummeln dürfen, aber mit dem Blick und mit der Erwartung vorausgerichtet in eine Zeit, da das Tummeln sich bewähren wird als ein Vorspiel und Kräftemessen zu kommender Leistung. Es kommt ein Tag, den der Mensch dieser Art erlebt als seinen Eintritt ins Leben; und dieses im Jungein erwartete „Leben“ gibt sich als ein Leben der Leistung, das den Menschen vor Aufgaben stellt und ihn mit Verantwortung belastet. Diese Last der Verantwortung aber ist die einzige Last, die man vom Leben erwartet: sonst ist das Leben ein „Weq“, den man frei erhobenen Hauptes „in die Welt hinein“ schreitet, um an dieser Welt etwas zu leisten. Dies ist der Sinn des jungen Ernstes in diesen Augen: dieser Ernst weiß schon von dem, was

„einmal“ herantreten wird in Gestalt „des Lebens“. Dieser Ernst ist die eine Seite dieses vor-schauenden Erlebens; die andere heißt Übermut und heiteres Sichverschwenden. Beides gehört zu diesem Stile des Jungseins.

Mädchen sein heißt hier: zum Lieben reifen. Geliebt zu sein, bedeutet Mädchen dieser Art noch wenig; „Erleben“ heißt ihnen: den Strahl der eigenen Liebe immer stärker und tiefer hinaus in die Welt zu senden. Bisweilen verfängt er sich dann in Dingen und Menschen, die solcher Liebe nicht wert sind. Aber nicht das ist wichtig, sondern nur die Liebe selbst.

Wir fanden alle einzelnen Züge dieser hell-schlanken Gestalt zueinander stimmend: die Züge sind alle von einem und demselben Stile der Ausdrucksfähigkeit durchwaltet und fügen sich daher zu einer in sich geschlossenen Einheit von Zügen, die in der Sprache unserer Wissenschaft „ein Gezüge“ heißt¹. Keine Gezüge, die vererbbar sind, nennen wir Rassen. Der hell-schlank Mädchenkopf, den wir betrachteten, ist ein Beispiel der nordischen Rasse. (Warum gerade diese und nicht eine andere Rasse des Nordens den Namen „nordisch“ erhielt, kann hier nicht weiter erörtert werden. Die Bezeichnung ist weder mit skandinavisch noch mit norddeutsch gleichzusetzen: in Skandinavien und Norddeutschland sind auch andere Rassen neben der nordischen zu finden, während nordisches Blut nicht nur in Süddeutschland, sondern noch weit darüber hinaus verbreitet ist.) — Der seelenkundliche Name der nordischen Rasse, der den seelischen Grundzug ihres Wesens benennen möchte, heißt: Leistungsmensch. Das kommende „Leben“, dem ein junger Mensch dieser Art entgegenstreift, wird von ihm als ein Leben der Leistung verstanden und erwartet. Wir sprechen daher vom „nordischen Leistungsmenschen“.

Auch unser zweites Bild zeigt ein Antlitz mit hellen Farben. Das Haar ist blond, aber nicht seidig, sondern derb. Die Haut ist rötlich-weiß, aber nicht zart; doch läßt auch sie den Wechsel der Farbe durch Andrang oder Weichen des Blutes (Er-röten oder Erbleichen) deutlicher merken als dunkler getönte Rassen.

Das ganze Gesicht ist, verglichen mit dem ersten Bilde, breit und schwer. Nicht schlanke Bewegbarkeit bestimmt hier den Stil, sondern die Fähigkeit zu wuchtigem Verharren. Der Kopf sitzt kurz-hälftig auf mächtigen Schultern, der Rumpf ist groß und schwer, nicht gliederfreudig. Die Augen

¹ Das Wort ist zum Worte Zug gebildet wie Gebirge zu Berg.

sind blau, aber nicht voll und groß geöffnet, sondern wie verschanzt in ihren niedrigen Höhlen.

Der Blick auch dieser jungen Augen zeugt von frühem Ernst, aber er greift nicht hinaus in die Welt, sondern verharrt in sich selbst: er setzt sich uns entgegen, aber er begegnet uns nicht. Er dringt nicht über sich selbst hinaus, sondern macht Halt da, wo das andere, das Fremde anfängt. Ja, er scheint sich trotzig abzusperrten gegen alles, was an ihn herantritt.

Jung sein und ins Leben wachsen heißt hier: immer wuchtiger Wurzel schlagen im eigenen Bereiche. Reifen heißt: immer stärkeren Halt in sich selber finden und immer gewaltiger im eigenen Gewichte ruhen. Dem nordischen Menschen bedeutet Jugend einen Sturm ins Leben, und dieser Sturm bringt erste Siege, erste Höhepunkte. Dieser Menschenart aber, die unser zweites Bild vorführt, bedeutet die Jugend keinen Höhepunkt des Lebens; schon das Wort „Höhepunkt“ selbst paßt nicht zum Stile solchen Lebens. Wir dürften da eher vom „Schwerpunkt“ des Lebens sprechen, und der liegt dort, wo dieser Stil der Wucht und Beharrung sich am reinsten ausprägt: nicht in der Jugend, sondern im voll gereiften Alter. In der Matrone wirkt der Stil dieser Rasse sich voller aus als im jungen Mädchen. Das gilt vom nordischen Mädchen nicht.

Ein Jungmädchen dieser Art ist, so seltsam dies klingt, weit mehr auf Verstandenwerden, auf Hilfe, ja auf Führung angewiesen als ein Mädchen von nordischer Rasse. Trotzig, ja bockig und oft gewalttätig schauen solche Mädchen in die Welt hinein, auch wenn ihnen niemand etwas zuleide tut. Es kommt vom Eingesperrtsein in sich selber: der Trotz, der sich scheinbar nach außen wendet, ist im Grunde eine Hilfslosigkeit gegenüber sich selbst. Eben darum bedürfen Mädchen dieser Art — anders als nordische Mädchen — eines Stärkeren, der sie bändigt, damit sie immer wieder einmal frei werden von sich selbst. Sie sind darauf gestellt, geliebt und in starker, harter Liebe geführt zu werden, sonst kann es geschehen, daß ihre Kraft sich verbockt und zerschellt an den Wänden des eigenen Selbst. Auch ihrem Bezwin-ger und Befreier werden sie sich im Anfang entgegensetzen mit hartnäckigem Troße, der sich wie Haß anfühlt. Doch hinter diesem Troße wächst unmerklich eine dankbare Liebe, und eines Tages kann sie plötzlich über die Ufer treten.

Hellfarbigkeit läßt sich nicht nur mit Schlankheit zu einer in sich geschlossenen stillreinen Einheit von Zügen (zu einem „Gezüge“) verbinden, sondern auch mit der wuchtigen Schwere dieser zweiten

Mädchengestalt. Auch dieses Gezüge ist geschlossen vererbbar und erweist sich dadurch als etwas Rassenhaftes. Diese hell-schwere Rasse nennen wir die fälische (oder dalische) Rasse. Seelenkundlich gesprochen, heißt sie „Verharrungsmensch“. Innerhalb Deutschlands ist sie am stärksten in Niedersachsen verbreitet.

Rassen können ihr Blut vermischen. Aber das Ergebnis ist nicht eine neue Rasse, in der die Stile der Elternrassen sich nun zu einem neuen, in sich geschlossenen Gezüge verbänden. In den Abkömmlingen mischen sich die Züge der Elternrassen bald so, bald so: es entstehen Geschöpfe, die eigentlich keine sind; denn im Plane der Schöpfung, die nur stilreine Formen schafft, sind sie nicht vorgesehen. In ihrer Gestalt widerstreiten sich verschiedene Stilgesetze. Sie gehen einher wie ein Windhund mit Dackelbeinen und wissen nicht, wie sie sich bewegen sollen. Das gilt auch für die seelische Gestalt: das Erleben solcher Mischlinge schlägt um vom einen Stil in den andern.

Mischen sich Rassen, die einander sehr stillfremd sind, so muß dies zum Unheil führen. Anders liegen die Dinge für eine Verbindung des hell-schweren fälischen Verharrungsmenschen mit dem hell-schweren nordischen Leistungsmenschen mit dem hell-schweren fälischen Verharrungsmenschen. Die beiden Rassen haben mancherlei Züge gemeinsam, sie sind einander verwandt. Ihre Vermischung ist vollzogen worden schon in frühgeschichtlicher, vorgeschichtlicher Zeit; das Ergebnis ist der „germanische“ Mensch. Durch die Geschichte der germanischen Völker sehen wir Gestalten schreiten, die beiderlei Züge an sich tragen: leistungsmenschliche und verharrungsmenschliche, nordische und fälische. Germanische Geschichte ist eine Geschichte des leistungsfrohen Ausgriffs und der wuchtigen Verharrung zugleich. Es gab Zeiten, da beide Weisen des Welterlebens einander die Waage hielten; es gab auch Zeiten, da sie einander störten. Schon die frühgermanische Sage weiß um die Gefahr, die entsteht, wenn Menschen von beiderlei Art in einer Gemeinschaft leben: aus der Urzeit germanischen Schicksals ragt die fälische Riesin Brünnhilde, und Geschlechter büßten dafür, daß nordische Helden sie zur Braut begehrt.

Das dritte Bild zeigt nichts von jenem Ernste des Ins-Leben-Schreitens, der auf unserm ersten Bilde uns ansprach, und nichts von der Schwere und dem wuchtigen Verharren unseres zweiten Bildes. Nicht eine ins Ferne strahlende Sehnsucht spricht aus diesem Blicke, wie ein Mädchen nordischer Rasse sie erlebt; auch nicht ein trotziges Sich-Verschließen, zu dem der fälische Verhar-

rungsmensch im Grunde stets bereit ist. Hier spricht eine völlig andere Bereitschaft. Der Blick ist eine Antwort auf den Blick des Beschauers, wie auf den beiden ersten Bildern auch; nur fällt hier die Antwort anders aus als dort.

Unser Blick wird aufgefangen, als ob er ein Spielball wäre, und wird uns zurückgeworfen in leichtem und zierlichem Spiel. Leicht und zierlich ist alles in diesem Antlitz. Soweit es schlank ist und schmal, ist es der Gestalt des nordischen Menschen verwandt, wie unser erstes Bild sie darbot. Dort aber war die Schlankheit hochgereckt und über sich hinausgerichtet: zu jener nordischen Schlankheit gehört ein Blick, der hinausstrahlt. Nordisches Dasein hat Richtung und schlanken Schritt, der Schritt aber schreitet in die Ferne. Die Ferne nordischen Lebens hat vielerlei Namen, die alle nach Leistung und Unternehmung klingen; für den nordischen Jungmensch heißt sie „das Leben“ schlechtthin. Von alledem ist hier nichts zu verspüren.

Die Schlankheit, die unser drittes Bild uns bietet, hat anderen Sinn als die des nordischen Menschen. Sie schreitet nicht, sie greift nicht aus ins Ferne. Sie ist da in vollendeter Gegenwart und bietet sich dar. Sie spielt mit uns und mit sich selbst; sie spielt uns vor und macht uns zu ihrem Partner und Zuschauer zugleich. In die Welt eines solchen Menschen eingehen, heißt: zu seiner Tribüne werden. Alle Gemeinschaft mit Menschen dieser Art ist ein Spielen und Widerspielen unter tausend verschiedenen Namen; der vollkommene Mensch dieser Art ist Meister oder Meisterin des Spieles: als Kavaliere und Dame², als Grand-Difant, als Intrigant, als Triumphator oder sonstwie.

Wir nannten diese Gestalt zu Anfang einfach „leicht und zierlich“. Die beiden Worte sagen, in welcher besonderen Weise die Schlankheit hier abgewandelt ist und welcher völlig anderer Gebrauch von der Schlankheit hier gemacht wird: verglichen mit der nordischen Weise der Schlankheit. Zudem verbindet sich Schlankheit hier mit dunklen Farben: das Haar ist seidenzart wie das nordische Haar, aber schwarz; die Augen sind dunkelbraun; die Haut ist leicht bräunlich getönt und nicht durchscheinend: der Wechsel der Farbe (Erröten und Erbleichen) spielt hier keine Rolle. Der Mensch dieser Art, als geborener Spieler, ist ausdrucksfreudig bis zum Schwelgen im Ausdruck; aber nicht die Haut mit ihrem Wechsel der Farbe ver-

² Vgl. mein Buch „Rasse und Seele“. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt. 3. Auflage. München (J. F. Lehmann), 1933, S. 53 ff.

mag ihm Schauplatz seines Ausdrucks zu sein: er spricht durch Worte und durch die Bewegung der Glieder.

Wir nennen diese Menschenart den *Darbietungsmenschen*. Seine Verbreitungsgebiete und die zu seinem Stile gehörende Landschaft findet sich in Mittelmeerländern, darum sprechen wir von *mittelländischer* (mediterraner, westlicher) Rasse.

Jungmädchen sein im Stile dieser Rasse, heißt: ein Dämchen sein. Denn schon das kindliche Dasein ist hier gebunden, ja gebannt durch das Vorbild und Inbild der „Dame“. Die „Dame“ aber ist die Meisterin im Gesellschaftsspiele mitteländischen Stiles. Kavalier und Dame sind Gestalten aus romanischer Kultur; innerhalb des germanischen Lebens sind sie fremde Rollen, die für germanische Menschen nicht geschrieben sind. Denn germanisches Leben und Schaffen, germanische Kultur ist im Stile des nordischen Leistungsmenschen und des fälischen Verharrungsmenschen gewirkt; romanische Kultur aber ist in ihren bestimmenden Zügen ein Ausdruck des mitteländischen Darbietungsmenschen. Ein „Dämchen“ empfindet der nordische Mensch als unjung, denn es widerstrebt der nordischen Weise, jung und Mädchen zu sein. Der mitteländische Mensch empfindet anders: ihm hat das Mädchen nicht ein kindhaftes Vorrecht, noch ungeschickt, noch unreif oder gar einsam auf der Suche zu sein; alles Ringen und Suchen und In-die-Ferne-Träumen gilt hier als unjung und als einem Mädchen nicht geziemend.

Im deutschen Volke ist das Blut der mitteländischen Rasse selten, doch es kommt vor. Unser drittes Bild zeigt ein Mädchen aus Berlin: es gehört also dem deutschen Volke an, wiewohl wir nicht sagen dürfen, daß es *typisch* deutsch sei. Der Stil des mitteländischen Menschen hat auf die Deutschen weit weniger durch Blutseinschläge gewirkt als durch die Einfuhr welscher Vorbilder in Sprache und Dichtung, in den Formen der Gesittung, zumal im Gemeinschafts- und im Glaubensleben.

Ähnliches gilt vom Stile der *wüstenländischen* Rasse, der aus den Zügen des vierten Bildes zu uns spricht³. Er ist dem Stile des mitteländischen Darbietungsmenschen nahe verwandt. Der Blick auch dieses Halbbeduinenmädchens scheint zu spielen, jedoch nicht rein um des Spielens willen: er späht nach Beute. Alles Leben ist hier Erwartung der Gelegenheit: ein Hinhorchen

³ E. v. Eichstedt nennt sie die orientalische Rasse.

auf den rechten Augenblick, da Gott die Beute zuwirft. Leben ist ein Wechsel zwischen gespannter, glühängiger Sprungbereitschaft und entspanntem Halbschlaf. Das ist nicht nur bei Beduinen so (etwa deshalb, weil diese kulturarme Raubtiere wären), sondern es gilt genau so für städtisch gebildete Menschen dieser Rasse. In den einfachen, niederen Lebensbezirken heißt das, worauf ein Mensch dieser Art hinlaueret, Beute; in den höchsten Bezirken heißt es göttliche Offenbarung. Beides kommt von Gott, und Gott wird erlebt und verehrt als der Spender der Augenblicke. Weh dem, der den Augenblick versäumt und die Beute ausschlägt!

Jungsein hat hier nicht eine gesonderte Bedeutung, die sich von einem Reifsein unterscheidet, denn es gibt kaum eine seelische Entwicklung solchen Lebens: sobald man kräftig genug ist, die Glieder frei zu bewegen, ist man eben da und fertig. Zumal die Form des arabischen Gemeinschaftslebens (nicht nur der Beduinen) nimmt den Mädchen alles, was wir Jugend nennen würden, fort⁴.

Die Gemeinschafts- und Wirtschaftsform, die dieser Menschenart am vollkommensten entspricht, ist die des Nomaden, der nicht baut, sondern abweidet und weiterzieht. Solches Leben spielt sich ab in den weiten arabischen Steppengebieten, die um Wüsten gelagert sind wie Länder um Meere. Darum nennen wir diese Menschenart — nach ihrer stielichen Landschaft — den *wüstenländischen* Menschen; nach dem Grundzug seines Erlebens (in dessen höchstem Bereiche) heißt er uns der *Offenbarungsmensch*.

Das fünfte Bild führt uns zurück nach Deutschland. Ist dies ein germanisches Antlitz, was uns da so rundlich-bänglich fragend mit den hinter Polstern geborgenen Augen anschaut? Mit den beiden Rassen, aus deren Zügen germanisches Wesen gefügt ist — dem nordischen Leistungsmenschen und dem fälischen Verharrungsmenschen — hat dieses Antlitz keinen Zug gemein. Da ist kein kecker oder sehnsüchtiger Ausgriff in die Welt zu spüren und auch kein trohig wurzelfestes Wuchsen in sich selbst: diese rundlichen Formen sind wie aus weichem Wachs geknetet: die Stirne, die Wanaen, die Augenpolster und selbst die Nase sind wie kleine Kugeln, die sich nur wenig aus der großen Kugel — dem gesamten Antlitz — hervor-

⁴ Dr. L. F. Clauß hat in jahrelangem Zusammensein mit arabischen Menschen diese Dinge aus der Nähe erlebt und in seinem Buche „Als Beduine unter Beduinen“ (Freiburg i. Br., 1933) arabisches Frauen- und Mädchenschicksal eingehend geschildert. Die Schriftleitung.

heben. Der Blick aus diesen Augen — man sieht sie kaum — kommt wie aus einem Schnecken-
hause: zarte, tastende Fühler strecken sich da vor-
sichtig und behutsam aus nach dem Beschauer, be-
reitet, jeden Augenblick in sich zusammenzuschnurren.
Gemeinschaft pflegen, heißt hier nicht, einander
gegenübertreten — das wäre nordischer Stil der
Gemeinschaft; es heißt auch nicht, voreinander
und miteinander spielen, worauf alle mittelländi-
sche Gemeinschaft hinausläuft. Gemeinschaft pfle-
gen, heißt hier: einander ganz nahe haben. Nest-
wärme spüren ist hier höchstes Glück. Hierin liegt
auch der Sinn alles Jungseins und Mädchenseins
für diese Menschen beschlossen; es bedeutet hier:
noch wohlgeborgen sein im warmen Neste. Nor-
disches Jugendglück ist kühner Aufbruch und Ver-
schwendung an ein fernes, unbekanntes Schicksal,
dem man geraden Weges freudig entgegenschrei-
tet. Hier aber liegt das Glück in der Enthobenheit
vom Schicksal, und der wertvollste, der innerste
Bezirk des Lebens ist der, wo keine Stürme der
Welt hineinzudringen vermögen: wo der Mensch
der Mühsal der Welt enthoben ist in gesicherter
Weisheit. Jungsein bedeutet keinen entschei-
denden Wert im Stilbereiche solcher Menschen, denn
die vollendete Enthebung gelingt erst jenseits der
Jugend. — Wir nennen diese Menschenart den
E n t h e b u n g s m e n s c h e n.

Als die germanischen Stämme aufbrachen zur
Wanderung vom Norden nach Mitteleuropa, um
sich neues Land zu nehmen, da fanden sie das
Land nicht leer. Es waren Menschen da, die sie
sich dienstbar machten. Diese Menschen waren
kleinwüchsig, mit runden Formen, mit dunklem,
borstigem Haar und dunklen, hinter Polstern ver-
borgenen Augen. Auch diese Menschen gingen
später auf in der germanischen Gemeinschaft, aber
ihr Blut und besonderes Wesen verschwand dar-
um nicht: wir alle haben heute etwas in uns von
ihrem Blute. Mancher von uns trägt das Erbe
deutlich an seinem Leibe, andere fragen es minder
erkennbar nur in einzelnen Zügen ihrer seelischen
Gestalt. Deute keiner von uns auf den andern,
sondern suche ehrlich und rücksichtslos in sich selbst.
Man kann nordisch und leistungsmenschlich sein
auf fast allen Gebieten des Erlebens, trotzdem sitzt
irgendwo in uns versteckt der Enthebungsmensch
und möchte „gesichert“ sein. Zu manchen Zeiten
trat er deutlicher hervor, so in den zwölf oder
vierzehn Jahren der Ermüdung nach dem Kriege.
Wenn wir aber ein Volk werden wollen, müs-
sen wir uns auf den Boden eines Stiles fin-
den, sonst verstehen wir einander nicht und wer-
den keine echte Gemeinschaft. Darum: Entschei-

dung für den Leistungsmenschen in uns und
gegen den Enthebungsmenschen! Wenn erst
jeder einzelne unter uns diese Entscheidung rein-
lich vollzogen haben wird in seinem Innern, dann
wird es möglich sein, im Laufe der Geschlechter-
folgen den Enthebungsmenschen aus unserer
Volksgemeinschaft hinauszuzüchten. Doch dazu
gehört noch viel nordische Leistung an
u n s s e l b s t !

Die Wissenschaft gebraucht noch mancherlei Na-
men für den Enthebungsmenschen: sie spricht vom
homo alpinus, von alpinen, von o s t i s c h e r ,
von turanischer Rasse. Jeder dieser Namen ent-
hält eine Theorie über die Herkunftsgebiete die-
ser Rasse: eine Theorie, die wahr oder auch falsch
sein kann. Uns ging es hier nicht um solche
Theorien, sondern um eine schlichte Einsicht ins
Wesen, um einen Umriss dieser seelischen Gestalt.

Die Frage aber — was denn das sei: eine „seeli-
sche Gestalt“ und was sie mit der Gestalt des Lei-
bes zu schaffen habe — diese Frage ist durch die
Erläuterung unserer Bilder schon mitbeantwortet
worden. Die Gestalt des Leibes muß so beschaffen
sein, daß die Gestalt der Seele in ihr vollkom-
menen Ausdruck findet. Überall dort, wo dies der
Fall ist: wo Leib und Seele eine in sich geschlos-
sene Einheit der Gestalt bilden, dürfen wir die
Frage erheben, ob hier reine Rasse vorliegt. Wo
aber ein Bruch besteht zwischen einzelnen Zügen
einer Seele und anderen Zügen dieser Seele, und
wiederum zwischen einzelnen Zügen der Seele und
Zügen ihrer leiblichen Gestalt: überall dort also,
wo etwas nicht zusammenpaßt und nicht a u s
e i n e m O u ß ist, dürfen wir den Ursprung die-
ser Brüche und Risse in der leiblich-seelischen Ge-
stalt eines Menschen in Rassenmischung suchen.
Das ist nun freilich sehr allgemein gesagt; es ge-
hört in vielen Fällen eine gründliche Schulung des
stilkritischen Blickes dazu, um zu erkennen, welche
Züge gestalthaft zusammengehören und welche ein-
ander widerstreiten. Oft aber liegen die Risse und
Brüche so klar am Tage, daß man den Finger
hineinlegen könnte oder die ganze Hand. Ein
Teil der seelischen Erkrankungen hat hier seinen
Ursprung.

Die Bilder, die wir hier erläuterten, boten Bei-
spiele rassenreiner Einzelercheinungen. Niemals
aber ist die Rassenreinheit eines Menschen allein
aus seiner einzelnen Erscheinung abzulesen. Mag
auch in ihm als Einzelnem die Gestalt der Rasse
sich in makelloser Einheit und Reinheit bieten, so
kann dennoch sein Erbe unrein sein. Es kann ge-

schehen, daß er mit einem Menschen gleicher Gestalt sich fortpflanzt und dennoch Mischlinge zeugt. Dann hat in den vorausgegangenen Geschlechtern Mischung stattgefunden, hat das Erscheinungsbild eines Geschlechtes gleichsam übersprungen und setzt sich in dessen Abkömmlingen nun teilweise

wieder durch. Entmischung ist nur möglich durch Auslese in der Zuchtichtung der reinen Rasse. Das Wort „Rasse“ umgreift einen Menschen oder sonst ein Geschöpf niemals als „Individuum“, als einzelne Erscheinung, sondern als Erbträger: als Glied einer Geschlechterkette.

Uwe Lars Hobbe

50 Jahre deutsche Kolonisation.

Um die Jahreswende jährt sich zum 50. Male der Gründungstag der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, die sich zum Unterschiede von dem bereits 1882 gegründeten deutschen Kolonialverein die praktische Kolonisation zur Aufgabe machte. Ihre Gründer waren vorausschauende Wirtschaftspolitiker, die das immer wachsende Drängen des deutschen Volkes nach neuem Lebensraum, nach neuen, von fremden Einflüssen und Bevormundungen unabhängigen Handelswegen erkannt hatten. Es war auch höchste Zeit, denn schon hatten sich andere Staaten infolge des Zögerns der deutschen Diplomatie der besten Kolonisationsgebiete bemächtigt. Was noch verblieb, sollte für Deutschland sichergestellt werden. Deutsche Kaufleute und Forscher verbanden sich zu diesem Zwecke. Der Kaufmann Lüderich war der erste jener unternehmungsfreudigen Männer. Er baute den später nach ihm benannten Hafen in Deutsch-Südwestafrika aus und stellte ihn 1884 nebst seinen Besitzungen unter den Schutz des Deutschen Reiches. Es ist bezeichnend für die damalige Zusammensetzung des Deutschen Reichstages, daß ihm dieses Geschenk geradezu aufgenötigt werden mußte, und es hat vieler Kämpfe bedurft, um die Abgeordneten — es waren vor allen Dingen Demokraten und der linke Flügel — von der Notwendigkeit kolonialer Arbeit zu überzeugen.

Dank der unentwegten Aufklärungsarbeit des deutschen Kolonialvereines und der Kolonialgesellschaft lernte das Volk bald die Vorteile überseeischer Besitzungen schätzen. Von 1884 bis 1886 nahm die deutsche Kolonialpolitik einen ungeheuren

Aufschwung. An der Sklavenküste, in Togo und einige Monate später auch an der Mündung des Kamerunflusses hißte der deutsche Forscher Gustav Nachtigall die schwarz-weiß-rote Fahne. Neu-Guineas Nordküste folgte, und in Deutsch-Ostafrika bildete sich die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft, mit der die Namen Wismann und Carl Peters aufs engste verbunden sind. Keiner der deutschen Kolonialpioniere hat sich um die deutsche Kolonialmacht so große Verdienste erworben wie sie, deren großen politischen Energien es einzig zu danken ist, daß sich das Deutschtum in Afrika den ungeheuren englischen Anmaßungen und Widerständen gegenüber nicht nur durchzusetzen, sondern auch in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit zu großem Ansehen emporzuschwingen vermochte. Weder Wismann noch Peters haben den Dank geerntet, den sie verdient hätten. Eine tiefe Tragik spricht aus ihrem Leben.

Dr. Carl Peters¹, eine von glühender Vaterlandsliebe getriebene deutsche Konquistadorengehalt, kann als der Erringer des deutsch-ostafrikanischen Kolonialbesitzes bezeichnet werden. Er führte die Verhandlungen mit den Häuptlingen, er erforschte im Verein mit anderen (Emin Pascha) weite Gebiete der ost-afrikanischen Küste und versuchte — leider vergebens — Deutschland für eine weit ausholende Afrikapolitik zu gewinnen. Er, der jahrelang in England gelebt und die angelsächsischen

¹ Leutwein nennt ihn den „weltpolitischen Eckard des deutschen Volkes“. Peters war der einzige deutsche Gegenspieler Cecil Rhodes.